

›selbstunsicherer Gewissensmensch‹ hat er in den Jahren 1840–1847 einen politischen Weg eingeschlagen, dessen Richtung seinen Gegnern wie seinen Freunden verborgen blieb.« (S. 103) Das früh angelegte und greifbare Identitätsproblem begleitete Friedrich Wilhelm IV. ein Leben lang.

›Die Märzrevolution des Jahres 1848 in Preußen ist [dann] zum Schlüsselerlebnis für die ›Persönlichkeit‹ des preußischen Königs geworden.« (S. 114) Es war für ihn ein Schreck- und Entfremdungserlebnis, dessen traumatisches Gewicht offenbar nicht überschätzt werden kann. Die so tiefe wie verstörende Erfahrung lebte in der angstbesetzten Erwartung fort, ›daß die ›eigene gute heilige Sache‹ der Gier der ›Revolution‹ zum Opfer fallen könnte.« (S. 236) Die übersteigerte Revolutionsfurcht, die der Monarch mitunter in apokalyptischen Sprachbildern beschwor, prägte das Denken, Fühlen und Handeln des Königs, ja mittelbar die Grundzüge seiner Politik, zum Beispiel gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung.

Wie das Leben Friedrich Wilhelms IV. von einer depressiven Grundstimmung und dem Leitgefühl der Angst durchzogen war, zeichnet der Biograph anschaulich und überzeugend nach. Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich in allen Abschnitten seines Lebens labil für stimmungsgenerierte Krisen. Damit hat sein »Persönlichkeitsgefüge [. . .] seinem Handeln in einer Zeit Grenzen gesetzt, in der preußische und deutsche Geschichte zur Geschichte der ›einen‹ Nation zusammenwachsen. [. . .] Über seine Zeit hinaus hat Friedrich Wilhelm IV. mit den ihm eigenen Ängsten viel zur Verkrampfung des deutschen politischen Denkens beigetragen.« (S. 244 f.)

Die Ergebnisse nehmen für sich ein, weil sie einer behutsam abwägenden Argumentationslinie entwachsen und auch quellengeschöpfter Art sind. Die Biographie lebt überhaupt von der Güte eines breiten Nachlasses. Insbesondere die weitverzweigte Korrespondenz des Königs hat es dem Biographen erlaubt, in großer Breite und im Verfolg der Jahre die Gefühlswelt und die je situationspezifischen Empfindungs- und Stimmungslagen des Monarchen zu rekonstruieren. Nicht zuletzt profitiert die Biographie davon, daß Friedrich Wilhelm IV., wie seine schriftlichen Selbstäußerungen und Daseinsdeutungen zeigen, der wohl sprachsensibelste in der langen Reihe der Hohenzollernkönige war. Insofern ist er ein Glücksfall für eine psychohistorische Pionierstudie.

Aus dem Blickwinkel der Psychopathologie eine historische Biographie zu schreiben, ist sicher ein Experiment, wenn nicht Wagnis gewesen. Der evidente Ertrag bezeugt – zumindest in diesem Fall – die Praxistauglichkeit des psychopathologischen Ansatzes. Prinzipielle Vorbehalte gegen den »psychohistorical approach« – gerade in Freudianischer Engführung – mögen berechtigt sein. Dieses Buch bereichert die deutsche Geschichtswissenschaft durch seine Ergebnisse und durch seine analytische Perspektive. Es ergänzt und vertieft das neuentstandene Bild Friedrich Wilhelms IV. und seiner Zeit.

*Rembert Unterstell, Marburg*

Thomas Schnitzler, *Zwischen Restauration und Revolution. Das Trierer Turnen im Organisations- und Kommunikationssystem der nationalen Turnbewegung (1815–1852)*, Verlag Peter Lang GmbH, Frankfurt/M. 1993, 368 S., brosch., 95 DM.

Daß die von F. L. Jahn 1811 ins Leben gerufene Turnbewegung innerhalb der sich zwischen Befreiungskriegen und Reichsgründung entfaltenden deutschen Nationalbewegung eine eminent wichtige Funktion ausübte, wissen wir spätestens seit den frühen 1980er Jahren, als das national-deutsche Vereinswesen des frühen 19. Jahrhunderts ins Visier der mo-

dernen Nationalismusforschung geriet. Eine intensive Analyse der nationalen Ideologie und des nationalen Rituals der Turnvereinsbewegung sowie ihrer sozialen, organisatorischen und kommunikativen Strukturen öffnete den Blick für die – verglichen mit anderen nationalen Organisationen – Protagonistenrolle der Turnbewegung im Rahmen der nationalen Gesamtbewegung.

Mit seiner Studie über das »Trierer Turnen«, einer an der Deutschen Sporthochschule Köln entstandenen sporthistorischen Dissertation, knüpft Schnitzler an die sich auf das deutsche Turnvereinswesen beziehenden Arbeitsergebnisse der historischen Nationalismusforschung an. Sein Blick konzentriert sich auf eines ihrer bevorzugten Untersuchungsfelder – die Organisations- und Kommunikationsformen –, über die er sich dank seines spezifischen lokalhistorischen Forschungsansatzes neue Erkenntnisse erhofft. Erfüllen sich diese zu Beginn der Untersuchung ausgesprochenen zentralen Erwartungen des Verfassers? Dem Rezensenten fällt es schwer, auf die Frage mit einem eindeutigen »Ja« oder »Nein« zu antworten.

Gewiß, Schnitzler hat zur Turnbewegung im Untersuchungszeitraum manche bisher unbekannte archivalische Quelle erschlossen, was auf seine hohe Arbeitsmotivation und seinen gut entwickelten historischen Spürsinn zurückzuführen ist. Schnitzler beweist auch durchaus Geschick bei seinen quelleninterpretatorischen Bemühungen. Alles das hat dazu geführt, daß seine Studie nicht wenige neue Detailinformationen zum organisatorisch-kommunikativen System der nationalen Turnbewegung zutage förderte, so u. a. zum Turnerbrief, zur Turnfahrt und zum Turnfest, den bedeutendsten Kommunikationsmitteln der Turnbewegung.

Dessen ungeachtet stellt sich die Frage, ob das hohe Maß an Arbeit, das Schnitzler in seine Studie investiert hat, in einem angemessenen Verhältnis zu deren Ergebnissen steht. Anders formuliert: Kommt der Verfasser wirklich zu *wichtigen* neuen Erkenntnissen, zu Einsichten, die über den Wissensstand der bisherigen Forschung *deutlich* hinausgehen oder diese in entscheidenden Punkten korrigieren? Diese Frage ist mit einem klaren »Nein« beantwortbar. Daß der Ertrag der Forschungen Schnitzlers letzten Endes begrenzt bleibt, ist u. a. auf offenkundige arbeitsmethodische Defizite zurückzuführen.

1. Der lokalhistorische, auf Trier konzentrierte Forschungsansatz erweist sich angesichts der damit verbundenen Erwartungen als verfehlt. Generalisierende Auskünfte zu den Organisations- und Kommunikationsverhältnissen innerhalb der Turnbewegung erteilen jene Abschnitte der Studie, die sich mit dem Trierer »organisierten Turnen« beschäftigen, nur sehr wenige. Das nimmt nicht wunder, denn zwischen 1811 und 1819/20 (der ersten Entfaltungsperiode der Turnbewegung) existierte in Trier nur in den letzten vier Jahren ein Turnverein, und in den vorrevolutionären 1840er Jahren (als sich die Turnbewegung nach ihrer lang andauernden Unterdrückung durch die staatlichen Behörden erneut formierte) gab es in der Moselstadt überhaupt keine Turnerassoziation (erst im Revolutionsjahr 1848 entsteht in ihr wieder eine solche). Die Crux seines Untersuchungsansatzes scheint Schnitzler bewußt geworden zu sein, denn sein forschender Blick sucht immer wieder rettende Zuflucht bei anderen örtlichen, vor allem in der preußischen Rheinprovinz bestehenden Turngesellschaften. Der Verfasser hätte gut daran getan, seine Dissertation konsequent als Regionalstudie zu konzipieren, als eine sich mit dem nationalen Turnvereinswesen in Rheinpreußen auseinandersetzen- de Untersuchung. Eine solche Darstellung ist jedenfalls ein Desiderat der Forschung.

2. Für die Dissertation, die streckenweise den Charakter einer Dokumentation annimmt, wäre es nur von Vorteil gewesen, wenn ihr Verfasser bei der durch das Quellenstudium gewonnenen Flut von Daten und Informationen viel rigider die Spreu vom Weizen geschieden und der analytischen Durchdringung der Materie mehr Raum gegeben hätte. Auch die nationalideologischen Positionen innerhalb der rheinpreußischen Turnvereine systematisch zu analysieren, hätte sich mit Sicherheit gelohnt, lagen doch unter den Tur-

nern der Rheinprovinz monarchisch-liberale und republikanisch-revolutionäre Nationsvorstellungen miteinander im Kampf.

Nicht verschwiegen werden sollte, daß die Publikation ungewöhnlich viele Druckfehler enthält.

*Dieter Düding, Köln*

Peter Burg, *Verwaltung in der Modernisierung. Französische und preußische Regionalverwaltung vom Ancien Régime zum Revolutionszeitalter* (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 15), Ferdinand Schöningh, Paderborn 1994, ix + 243 S., Pp., 44 DM.

Die Entwicklung des neuzeitlichen Staates ist durch einen permanenten Aufgabenzuwachs gekennzeichnet. Dabei dominierten zunächst Impulse, die sich aus den Außenbeziehungen ergaben. Die Kontakte der Staaten intensivierten sich, daraus ergaben sich vermehrt auch Reibungen, und das wieder förderte den Willen zur Steigerung der eigenen Macht. So ergab sich die Notwendigkeit zur besseren Ausschöpfung der finanziellen und wirtschaftlichen Ressourcen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts spielten innenpolitische Momente eine zunehmend wichtigere Rolle. Die Komplizierung und Verflechtung der Lebensverhältnisse im Gefolge der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung, die man unter dem Begriff der Industriellen Revolution zusammenfaßt, erbrachten weiteren Regelungsbedarf. In jedem Falle war dieser Aufgabenzuwachs eine Frage vor allem an die Administration. Sie mußte den neuen Anforderungen angepaßt werden. Das bedeutete Vereinheitlichung und Vereinfachung des Verwaltungsaufbaus, die Neuverteilung von Kompetenzen, Ausweitung und bessere Qualifizierung des Personals. Besonders intensiv war der Zwang zur Modernisierung von der Mitte des 18. bis zum ersten Viertel des 19. Jahrhunderts; die in diesem Prozeß schließlich erreichten Strukturen erwiesen sich als so brauchbar, daß sie für lange Zeit benutzbar waren.

Der eben skizzierten Thematik geht Peter Burg im Vergleich von Frankreich und Deutschland nach. Wegen der Vielgestaltigkeit der französischen Monarchie von 1789 und mehr noch der des Deutschen Reiches war es freilich nicht möglich, die gesamte Verwaltung in allen ihren Erscheinungsformen einzubeziehen. Der Verf. konzentriert sich deshalb auf einzelne Regionen. In Frankreich sind das Lothringen und die Provinz Drei Bistümer – sie gehörten dem Staate formell erst seit kurzem resp. seit 1648 an, so daß das Zentralisierungsstreben hier besonders ausgeprägt war – sowie das 1789 an ihre Stelle tretende Moseldepartement. In Deutschland wird die Entwicklung an den nach dem Ende der napoleonischen Ära gebildeten Regierungsbezirken Trier und Münster sowie am Regierungsbezirk Potsdam und an ihren vielerlei Vorgängerterritorien, darunter auch die rheinischen »Modellstaaten«, beobachtet. Erst ab 1815 handelte es sich hier allenthalben um preußisches Gebiet, vorher am Rhein und in Westfalen nur partiell und zeitweilig gar nicht. Wenn im Untertitel des Bandes von einem französisch-preußischen Vergleich die Rede ist, so wird die Thematik nicht ganz exakt umrissen.

Burg gliedert seinen umfangreichen Stoff in sechs Kapitel. Jedes führt über die Zäsur der Revolution hinweg durch den ganzen Untersuchungszeitraum. Das erste Kapitel beschreibt den Aufbau der Regionalverwaltung in den Wandlungen der Zeit, das zweite ihre geographischen Grundlagen. Es hat mithin seinen Schwerpunkt bei den entscheidenden Verwaltungsreformen nach 1789 resp. zwischen 1808 und 1815. Hier wie da ist das Bestreben zu beobachten, Gebiets- und Funktionseinteilung zur Deckung zu bringen, wobei man in Frankreich viel entschiedener zu Werke ging. Das dritte Kapitel befaßt sich mit der Durchsetzung der staatsunmittelbaren Gewalt; auch auf diesem Felde gelangte Frankreich